Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1931

50 (28.2.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Volkstrauertag

Posten, wie lang ist noch Nacht?
Müssen wir bald attackieren?
Ist es noch nicht bald vollbracht?
Wird man lang kanonieren?

Hält denn die Decke noch stand?
Wird man sie auch bald zerhauen?
Mensch, ich verlier den Verstand!
Packt euch nicht alle das Grauen?

Blutlos, den Helm in der Hand,
Warten wir bleich auf das Ende.
Bald kommt der Tod hergerannt
Trommelt sein Lied an die Wände.

Essig und kalter Leim
Rinnt uns im Antlitz das Lachen,
Was werden sie mal daheim
Aus unserem Sterben machen?

Pieter Pott.

Der Friede geht vorbei

Von Max Barthel

Am selben Abend kam die Nachricht zu uns in den Wald, Montenegro habe mit Deutschland Frieden geschlossen. Wir saßen wieder im Unterstand als Michel Dambacher hereingestürzt kam. Dambacher war ein Bauernknecht, der auf dem Gute seines älteren Bruders arbeitete und natürlich nach allen Regeln brüderlicher Liebe ausgebeutet wurde. Das alles ertrug Dambacher, das geduldige Arbeitstier, mit rührender Geduld, auch den Krieg. Er glaubte inbrünstig an alle Prophezeiungen, die damals wie Nachtvogel durch die Länder flogen. Vor allem aber glaubte er an die Prophezeiungen aus seinem Dorf. Dort saß eine alte Kartenschlägerin, die aus dem Kaffeesatz die Zukunft zu lesen vorgab und den alten Männern und jungen Frauen der Heimat schon viermal den Friedensschluß vorausgesagt hatte, und als kein Frieden kam mit neuen Weissagungen die Verzweiflung des Dorfes besiegte. Dambacher las viel und oft in seinem Gebetbüchlein, doch an die Prophezeiungen der Heimat glaubte er bedingungsloser als an Gott und die Jungfrau Maria.

„Aber jetzt kommt doch der Friede, Buck", sagte Dambacher, „auch der neue Leutnant hats gesagt. Er hat gesagt, wir haben mit Montenegro Frieden geschlossen. Nun stimmt es, was die Frau in meinem Dorfe sagt?"

Er glänzte uns mit großen, blauen Kinderaugen an und lief, ohne auf Antwort zu warten, nach den anderen Unterständen, um die Friedensbotschaft im Wald zu verbreiten.

In dieser Nacht lebten wir in einem Rausch. Viele Soldaten lachten und weinten zu gleicher Zeit. Eysoldt, der ganz finster geworden war, wußte vor Freude nicht aus und ein und begann zu singen. Buck, ein Landwehrmann, packte seinen Tornister.

„Leute", sagte Buck, „nun mache ich Schluß. Nun gehe ich heim. Mir hat gestern Nacht von meiner Babette geträumt."

„Das glaube ich nicht", grollte Munck, als er seinen Streit mit Paulus über die geographische Lage von Montenegro beendet hatte, „das glaube ich nicht. Das ist Schwindel. Wie kann ein so kleines Land, das von unseren Truppen besetzt ist, aus freiem Willen Frieden machen! Da könnten ebensogut Eysoldt und Buck erklären: Waffenstillstand. Friede. Heimkehr. Nun morgen früh werdet ihr ja sehen. Die Augen werden Euch überlaufen vor so viel Frieden."

„Und es ist doch Frieden mit Montenegro! Bist Du denn taub, Munck, schrie Eysoldt. „Friede! Friede! Damit Dein Buch voll werde, Munck, soll die Schweinerei ins Endlose gehen? Aber da mache ich nicht mehr mit! Ich will heim!" Er redete sich in immer größere Erregung und begann plötzlich zu weinen.

„Ja, ja" tröstete Munck, „hör schon auf, Eysoldt, es ist Friede mit Montenegro, ich glaube es ja!"

„Was meinst Du, Buck?" wandte sich Eysold an mich und schluckte die Tränen hinunter.

„Der Friede kommt bestimmt", sagte ich doppelsinnig, Eysoldt hörte nur das Wort „Friede" und war getröstet.

In dieser Nacht schliefen wir schlecht.

Der Morgen war nachtschwarz, als wir zum Arbeitsdienst antraten. Buck hatte seinen Tornister wieder ausgepackt und stand wehmutig in der Reihe. Eysoldt lag im Unterstand und fieberte. Wir waren noch nie so verdrossen gewesen wie an diesem Morgen. Durch unsere Träume war eine Stunde die Lichtgestalt des Friedens geschwebt, doch nun war der Traum ausgeträumt. Wir blickten verdrossen auf den neuen Leutnant Funke.

„Guten Morgen, Kompagnie", sagte der Leutnant Funke, der erst seit drei Tagen bei uns war", wie ihr wißt, haben wir mit Montenegro Frieden geschlossen, Montenegro ist ein kleines Land auf dem Balkan. Der Balkan ist der Platz in Europa, wo die ersten Schüsse in diesem Krieg losgegangen sind. Und jetzt sollen da unten die letzten Kugeln gewechselt sein. Waffenstillstand. Es ist möglich, Kompagnie, daß auch bei uns Waffenstillstand wird. Bis dahin aber laßt uns die Zähne zusammenbeißen. Guten Morgen, Kompagnie."

Er grüßte mit der Hand und ging in den Unterstand zurück.

„Schau mal an, Buck", flüsterte Munck, „das ist die Kunst der Rede. Was hat der Leutnant eigentlich gesagt? Daß vielleicht auch bei uns einmal und hoffentlich bald, Waffenstillstand ist. Und jedermann hörte nur das eine Wort. Schau Sie nur an, die Hammelherde, die sich wie Kälber abschlachten läßt, wie Eysoldt jetzt sagen würde."

Ich beobachtete die Kameraden. Nicht alle waren zufrieden. In vielen Gesichtern fraß der Haß auf den Krieg.

In den nächsten Tagen kamen wir in Sturmreserve. Die Schlacht um die „Tote Tochter" begann.

Es war winterliches Frühjahr. Mit blutjungen Soldaten aus dem Elsaß rückten wir in die vordersten Gräben. Das Sturmgewäk wurde gerollt. Die letzten Briefe nach Deutschland waren geschrieben, die letzten zärtlichen Briefe und Worte, in denen die Ahnungen eines jähen und gewaltsamen Todes zitterten. In der Nacht vor dem Sturm schrieb ich an Viktoria, deren Bild immer strahlender vor meiner Seele stand.

Als sich die Langrohrgeschütze einschossen, lagen wir schon vorn. Bald trommelten die Haubitzen. Dann kam das Ende der Welt.

Zum Gedächtnis Franz Diederich's

Als vor nunmehr 10 Jahren, am 28. Februar 1921, unser Freund und Genosse Franz Diederich von uns ging, ist uns mit ihm einer der besten Bannerträger des Sozialismus, einer der hingebungsvollsten Werkmänner des politischen und kulturellen Befreiungskampfes des Proletariats verlorengegangen. Um diesen klugen, stillversonnenen, jugendfrischen Mann trauerten nicht nur seine Angehörigen, um ihn trauerte das deutsche Proletariat und vor allem die jüngere sozialistische Generation.

Dr. Franz Diederich, am 2. April 1865 in Hannover geboren, war von Kind auf den rätselhaften und wunderlichen Dingen der Natur in währender Liebe und Erlebnisfreudigkeit zugetan. So war es ganz in der Ordnung, daß er nach Besuch der Realschule und des neugegründeten Leibniz-Realgymnasiums seiner Vaterstadt sich dem Studium der Naturwissenschaften und Völkerkunde an der Universität Leipzig und Jena zuwandte. Leuckart, Ratzel, Wundt, Hettner, Drechsel und in Jena Haeckel und Lang, die ihm Lehrer und Förderer waren, bewahrte er in herzlicher Verehrung eine nachdauernde Dankbarkeit. Schon während seiner Studienzeit in Leipzig suchte er Verbindung mit der Arbeiterbewegung. Er gab den vorgefaßten Plan, Lehrer zu werden, auf, da er nicht diesem auf Helm- und Bajonettspitzen balancierenden Staat, den er recht bald als ein volksfeindliches Instrument der herrschenden Klasse erkannte, dienen wollte. Er verzichtete darauf, das Staatsexamen zu absolvieren und nahm eine Brotstellung als eine Art wissenschaftlicher Redakteur am Brockhausschen Lexikon an. Diese Tätigkeit konnte ihn nicht befriedigen. Er wollte ein Lehrer des arbeitenden Volkes sein, teilhaben an seiner Not, seinem Kampf, seinem Glauben. Als seinen Brotherren bekannt wurde, daß er sich mit besonderer Aktivität innerhalb der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung betätigte, entließ man ihn.

1891 ging er nun nach Dortmund als politischer Redakteur der Westf. Freien Presse, der späteren Allgem. Westf. Volkszeitung. Nun war der Weg frei, sich mit ganzer Kraft und Energie in den Dienst der Arbeiterbewegung zu stellen. Von diesen vier Dortmunder Jahren seiner aufopfernden publizistischen Wirksamkeit, der er sich freien und gläubigen Herzens widmete, hat er 18 Monate mit politischem Gefängnis bezahlen müssen. Diese Kerkerzeit war ihm eine Ehrenstrafe", die er mit vielen Redakteuren der verfolgten Arbeiterpresse jener Zeit in stolzer Gesinnung auf sich nahm. 1895 folgte er dem Ruf der Bremer Genossen als Redakteur an die Bremer Bürgerzeitung, der heutigen Bremer Volkszeitung. Sein Verdienst ist es, diesem Parteiblatt weitreichende Beachtung und Wertschätzung erobert zu haben. Noch heute erinnern sich die älteren Bremer Genossen, die mit ihm seiner Zeit im Kampf gegen Willkür und brutalen Eigennutz standen, seiner unermüdlichen Energie, Presse und Parteiorganisation zu lebenskräftigen und elastischen Abwehrfronten zu formieren. Bis zum Jahre 1902 verblieb er in Bremen, um dann nach Dresden überzusiedeln. In Dortmund und Bremen hatte er vornehmlich als politischer Redakteur arbeiten müssen. Jetzt, als Leiter des Feuilletons und des Kunstteils an die Sächsische Arbeiterzeitung, unserer heutigen Dresdener Volkszeitung, berufen, konnte er endlich seinen besonderen Neigungen die mehr einem sozialkulturellen und kunst- und literaturkritischen Aktivismus entsprachen, eine geeignete Wirkungsmöglichkeit schaffen. Mit Aufnahme seiner Arbeit als Feuilletonredakteur entfaltete er eine vielfältige Tätigkeit als Berater der sozialistischen Bildungsarbeit der Partei, als Mitarbeiter der volkserzieherischen Bemühungen des Dürer-Bundes (für den er eine Reihe wesentlicher Flugschriften verfaßte und auch einige Jahre hindurch den Gesundbrunnen-Kalender redigierte), als Organisator vorbildlicher Weihnachtsausstellungen und als Theater- und Literaturkritiker. Er half auch der proletarischen Jugendbewegung Dresdens, die seinerzeit noch mit großen Widerständen seitens der Partei zu kämpfen hatte, ausgezeichnet mit dem Vertrauen der Jugend und aufs Innerlichste erfüllt von der Notwendigkeit des Aufmarsches einer Eigenbewegung der Jugend, den Weg bereiten. Als er 1913 Dresden verließ, um als Feuilletonredakteur des Vorwärts und Lektor des Vorwärts-Verlages nach Berlin zu gehen, bedauerten alle, einen der besten Feuilletonredakteure der deutschen Arbeiterpresse den schöpferischsten Theaterkritiker Dresdens verloren zu haben.

Dem Vorwärts hat er seit 1913 mit kurzer Unterbrechung, die durch den Auftrag, die Vorarbeit für ein beabsichtigtes parteigenössisches Familienblatt zu übernehmen, erfolgte, durch die ganze ungeheure Schwere der dunklen Kriegsjahre, deren Entbehrungen und Sorgenlast seine Gesundheit untergruben, unermüdlich gedient. Dem Berliner Bezirks-Bildungsausschuß, seit 1919 auch dem Zentralbildungsausschuß, der Volksbühne, der Filmprüfstelle und der Volkshochschule war er ein unermüdlicher Mitarbeiter. Die pädagogischen und geistigen Grundlagen der vorgenannten Organisationen und Institutionen zeigen zum Teil noch heute die Spuren seines fruchtbaren Wirkens.

Das sind nur Stationen seiner äußeren Entwicklung und Zeichen äußerer Wirksamkeit. Was dieser wundervolle Mensch seinen nächsten Freunden und Mitarbeitern gewesen ist, kann nicht beschrieben werden. Was er als sozialistischer Kämpfer, was er als Wegbereiter, Lehrer und Propagandist der deutschen sozialistischen Kultur- und Jugendbewegung und als Dichter von schöpferischer Kraft und Originalität war, bezeugen seine vielen Veröffentlichungen. Diese Vielzahl der literatur-historischen, essayistischen und populärwissenschaftlichen Schriften, seine Gedichtbücher, seine Anthologien und Breviers sozialistischer Klassiker, sind beredte Zeugnisse einer ungewöhnlichen Entdeckerfreudigkeit, eines fast schon universalen Wissens und eines großen liebenden Herzens. Er war nicht ein Vielschreiber in des Wortes übler Bedeutung; in fast priesterlicher Hingabe formte er seine naturnahen Gedichte (die Natur war wahrlich jung in ihm) und seine glühenden Kampfverse. Dichten war ihm Feierstunde, er war (in jeder Beziehung), ein Diener am Wort. Stets war er bemüht, das Kulturstreben und das Dasein der Arbeiterschaft zu veredeln, stets bedacht, Qualität als einzig wahren und zu bevorzugenden Gradmesser für alles Tun im Bewußtsein der Menschen zu verankern. Seine Dürerbund-Flugschriften: „Wann glücken Volkskunstabende?", „Theaterstücke für Dilettantenbühnen", „Wie gewöhnt man sich an guten Lesestoff?", um nur einige zu nennen, zeugen davon. Seine Gedichtbücher: „Worpsweder Stimmungen", „Die weite Heide", die aus dem Erlebnis seiner niederdeutschen Heimat hervorwuchsen, seine Kampflyrik, in den Büchern „Die Hämmer dröhnen", „Zeitgedichte", „Kriegssaat" zusammengefaßt, seine gedruckten Vorträge „Dichter der Arbeit", „Friedrich Hölderlin und sein Schicksalslied" seine Auswahlbände und Anthologien („Herzen im Krieg", „Verbrechergeschichten", „Krieg", „Zarengeißel", „Unterm Brennglas" (Glasbrenner) „Wir weben" (Politische Lyrik Heinrich Heines) und vieles andere ist vergriffen. Eine sorgsame Auswahl von Aussprüchen und kleineren Schriften Karl Marx' und Ferdinand Lassalles bieten seine Marx- und Lassalle-Breviere.

Ein Werk, das noch Generationen überdauern wird, ist seine herrliche, im Bau ganz ausgezeichnet gegliederte einzigartige Sammlung sozialer und politisch-freiheitlicher Lyrik der Menschheit: „Von unten auf" (jetzt Kaden u. Comp., Dresden). In der schönen besinnlichen Einleitung zur ersten Auflage, die 1910 erschien, und auch in der letzten Auflage enthalten ist, beschwört er mit dichterischem Enthusiasmus das Amt der Dichtung, nämlich Schatzvermehrer der besten Eigenschaften der Menschheit und Großkraftbewahrer der Geschichte zu sein. Abgesehen von diesem letzten Werk und einem kleinen Auswahlband seiner Gedichte, der in der Bearbeitung seines Sohnes Ludwig Diederich, der den schöpferischen Geist seines Vaters gemeinsam mit seinem Bruder Jul als Führer der Sozialistischen Arbeiterjugend und Kinderfreundebewegung fortzuführen bemüht ist, unter dem Titel „Jungfreudig Volk" im Arbeiterjugend-Verlag, Berlin, erschienen, ist alles andere vergriffen. Es wäre jetzt an der Zeit, das Wesentlichste und Bleibende des dichterischen und deutenden Werkes, das in vielen Schriften verstreut und unzugänglich verloren liegt, wenigstens in Form eines Auswahlbandes zusammenzufassen, um es somit dem Staub der Bibliotheken zu entreißen. Sich seines Werkes in dieser Stunde zu erinnern, ist Pflicht und Aufgabe. Mit seinem Tode verlosch ein Leben in seinem unersättlichen Schönheitsdurst, Sehnsucht, Wagemut, sieghaftem Humor, glühender Jugendlichkeit. Er war ein Diener am Werk, ein Kamerad der Menschheit, ein Dichter des heiligen Feuers, gütig als Mensch, hilfsbereit in jeder Stunde, geliebt und betrauert von Unzähligen. Die Flamme, die ihn durchglühte, in uns wachzuhalten, sein Werk unvergessen zu machen, bleibt uns als sein Vermächtnis, dem unverbrüchliche Treue zu bewahren wir heute an seinem 10. Todestage geloben wollen.

Walther G. Oschilewski.

Die goldene Galeere

Ein Roman aus der Filmindustrie

Von Fritz Rosenfeld.

Copyright 1930 by E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30.

(Nachdruck verboten.)

„Und wieviel das kosten?" fragte Katajewski.

„Da es sich nur um eine einfache Fabel handelt, sagen wir fünfhundert Dollar."

„Nein!" entschied Katajewski.

„Ist Ihnen das zu viel?" fragte Ulfar.

„Nein", sagte Katajewski.

Nun begann der gar nicht geheimnisvolle Balkanpostbevollmächtigte geheimnisvoll zu werden.

„Zu wenig", sagte er.

„Zu wenig?"

Ulfar schwieg. Es war seit Monaten der erste heitere Augenblick.

„Sie werden bekommen tausend Dollar."

Ulfar machte große Augen. Warum kamen die Katajewski so selten vom Balkan dahergeschwommen? Warum waren die Postverwaltungen auf dem Gebiet der Filmpropaganda so wenig unternehmungslustig?

„Einverstanden" ,sagte Ulfar. „Tausend Dollar. Wann brauchen Sie das Drehbuch?"

„Oh", sagte Katajewski, „wir haben Zeit. Wir haben viel Zeit. Ich muß erst suchen eine große Regisseur, eine Architekt. In einem Monat vielleicht, in eineinhalb Monate. Aber ich gebe Ihnen Anzahlung. Wieviel wollen Sie? Dreihundert Dollar?"

Ulfar nickte. Wie glatt diesmal alles ging. Wie schön das war, mit einem Katajewski zu tun zu haben, der die fabelhaftesten Vorschläge machte, so daß man nur nicken mußte. Man sollte diesen Katajewski allen Filmproduzenten, in Freiheit dressiert, vorführen. Sie konnten von ihm lernen!

Katajewski zog seine Brieftasche heraus, entnahm ihr drei neue Hunderttdollarscheine, nicht auf dem Balkan hergestellt, sondern verdächtig echte Banknoten. Ulfar wollte den Empfang bestätigen.

„Nicht nötig", sagte Katajewski. „Sind Sie Ehrenmann, sehe ich gleich. Wir haben Aug' für Charakter. Wenn Sie haben Entwurf, werden Sie mir zeigen, wir werden beraten. In eineinhalb Monat, sie liefern fertiges Manuskript. Such' ich inzwischen Regisseur."

Katajewski hielt Ulfar eine geräumige Hand hin, trank noch einen Kognak, wollte Ulfar noch ein paar Zigarren in die Tasche stecken. Als Ulfar bei der Tür stand, winkte Katajewski mit der Hand; es war rührend, wie er mit ihm umging.

Acht Tage darauf brachte Ulfar den Entwurf, Katajewski war einverstanden, ja begeistert. Nach weiteren acht Tagen war das Buch fertig. Katajewski wog es in der Hand, blickte in die Blätter, tat sachverständig, lobte eine Einzelheit, auf die gerade sein Blick fiel, dankte in überschwenglichen Worten und zog wieder die Brieftasche. Sieben neue Hunderdollarnoten zählte er auf den Tisch. Daneben legte er eine Quittung, die das Zeichen einer hohen Postverwaltung trug. Ulfar wollte die empfangene Summe einsetzen, da ergriff Katajewski schnell seine Hand — nein — er sollte nur unterschreiben, die Summe werde er schon einsetzen, warum sich so viele Mühe machen, dazu seien ja die Beamten da. Ulfar sah Katajewski an, hatte ein kleines, verstecktes Lächeln um die Mundwinkel, das Katajewski ein wenig aus der Fassung brachte. Kaum war die Quittung unterschrieben, als Katajewski sie an sich nahm und in die Brieftasche steckte. Wieder ein fester, inniger Händedruck, wieder ein zärtlicher Abschied. Was mochte Katajewski mit der Quittung getan haben, als die Tür sich hinter Ulfar geschlossen hatte? Aber wer wußte denn, wie viele noch an diesem Film profitierten, und wie hoch der Preis des Drehbuchs angegeben wurde, bis der Staat die Rechnung bekam und der Finanzminister sie zugunsten seiner Tasche nochmals verdoppelte? Wer wußte, wie dieser großartige Balkan-Postfilm aussehen werde, wenn er fertig, und wer wußte, ob er überhaupt fertig wurde? Rom, Nizza, Kopenhagen, Paris, zehn Ateliertage in Berlin, das kostete Geld. Vielleicht stolperte ein Ministerium darüber — vielleicht beging ein Minister Selbstmord. Ja, die Herstellung von Filmen kostete Geld, und das Geld rollte seltsame Wege, wenn die Tresors einmal geöffnet waren. Guter Katajewski, du sitzt über deinem Drehbuch und sinnst über die Vorteile, die der Postfilm deinem Staate bringen kann. Du bist ein Patriot, auf deine Art, und du bist ein anständiger Mensch, auf deine Art, denn deine Dollars waren echt.

Ulfar ging zu Prager, zeigte ihm die Noten, sieben glänzende, leuchtende, knisternde Hundertdollarscheine, ein Vermögen, das ein paar Monate Ruhe und Arbeit, ein paar Monate Sammlung und Verschwendung an neue Ideen verhieß.

In einer Wechselstube verwandelte Ulfar einen Hundertdollarschein in deutsche Banknoten, in einem großen Blumenladen kaufte er einen phantastischen Strauß, in einer großen Konditorei eine Riesenschachtel Bonbons, an der sich ein ganzes Kinderheim hätte den Magen verderben können, sprang mit seiner Last in ein Auto, läutete ein paar Minuten später an der Tür Eldrids, gab ihr die Blumen, küßte sie, ließ sich Tee reichen, saß in seinem Lieblingssessel neben dem Kafteentisch, starrte in den Kamin, küßt Eldrid wieder, schwieg, trank Tee, schwieg, wollte sie um Verzeihung bitten, fühlte die Dollarnoten, die ihm Kraft gaben, sie waren, was eine große Reservearmee für ein Heer ist, das in feindliches Oedland vorstößt, schwieg, trank, schwieg, und sagte dann, als wäre er erst gestern hier gewesen und alle die Tage, die einsam vergangen waren:

„Und was war heute bei der Aufnahme?"

•

Nun liefen die Tage Ulfars wieder wie gezügelte Pferde, in gleichmäßigem Tempo, auf ein sichtbares Ziel zu. Die „Sinfonie des Lebens" tauchte aus der Versenkung wieder empor, in der sie verschwunden war, der Kopf war wieder frei, er fing wieder Ideen auf, nährte sie, baute weiter an dem alten Traum.

Im Kaffeehaus traf Ulfar Lipinski, der noch nervöser war als früher; ein paar Mißerfolge hatten seinen Ruf gefährdet, er mußte sich rehabilitieren, und wußte nicht, wie er das anfangen sollte. Er erzählte, daß er sich mit Felber zerschlagen habe, mit dem Mann könne man nicht arbeiten, er habe keine Ideen mehr, sei ausgebrannt, leer, fertig, ein ausgeschöpfter Brunnen. Lipinski habe aber noch ein paar Aufträge, man lief ihm nach, man erhoffte von ihm, trotz erlittener Schlappen, immer noch die großen Drehbücher, die Sensationen werden und Milliarden einbringen. Diese Aufträge müßten erfüllt werden, die Zeit drängte, die Industriellen bestanden auf ihrem Vertrag, mochte er noch so schnell arbeiten, er wurde nicht fertig. Ulfar solle ihm helfen, als stiller Mitarbeiter. An Arbeit mangle es nicht; wenn Ulfar einverstanden sei, könne er mit ständiger Beschäftigung rechnen.

(Fortsetzung folgt.)